

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 58.

Donnerstag, 8. März

1928.

(5. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Kummel.

(Nachdruck verboten.)

Sie durchritten, meist im Schritt, das ganze Gut nach allen Seiten. Frau von Héricourt bemühte sich, so weit ihr Können reichte, ihrem Begleiter ein klares Bild von der Größe und Güte des Besitzes zu geben. Endlich kam sie zum Schlusse. „Nun habe ich Euch alles gezeigt. Das andere müßt Ihr mit meinem Manne abmachen. Jetzt aber, nach der Arbeit, das Vergnügen.“ Sie bog in einen schmalen Feldweg ein und galoppierte an. Ried setzte sich hinter sie und folgte. Durch Feld und Wald gallopierten sie dahin, sprangen über Gräben und Bäche, hatten manchmal einen Weg und noch öfter keinen. Die Pferde bekamen warm, und die Glieder der Reiter lösten sich, wurden weich und geschmeidig. — Auf einer Straße, die westwärts führte, angelangt, fiel Frau von Héricourt in Schritt. Ried beeilte sich, auf dem nun wieder breiteren Wege von neuem an ihre Seite zu kommen. Er wies mit dem Arm in die Weite. „Ein schönes Land, das Ihr da bewohnt.“

„Ja, es ist fruchtbar und hat auch der Abwechslung genug. Jetzt ist ja noch alles kahl und gelb, aber bald wird auch das anders werden. Seht nur, wie dort am Südhang dicht neben dem Schnee die Maiglöckchen ihre weißroten Köpfe zeigen. Ich glaube, der Frühling wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.“

„Da mögt Ihr recht haben“, antwortete Ried einfüßig, sah weiter in das sonnenbeglänzte Land hinaus und erwog dabei, daß er sich den Frühling, den ihm Frau von Héricourt da ankündigte, denn doch ganz anders vorgestellt hatte.

„Ihr seid so schweigsam heute? Langweilt Euch wohl gar?“ Übermütig strahlte ihn ihr blaues Auge an.

„Wie sollte ich mich langweilen, wenn ich in Euere Nähe sein darf? Aber Ihr habt beliebt, mir eine so schmale Marichroute vorzuzeichnen, daß ich die Hüfe langsam und vorsichtig setzen muß, soll ich nicht straucheln oder vom Wege abirren. Ich komme mir vor wie ein Gaul, den man den spanischen Tritt lehrt. Ich finde das alles nicht gerade sehr lustig, verehrte Frau von Héricourt.“

„Ihr müßt Euch etwas in Geduld fassen. In ein paar Tagen habt Ihr Euch an die Dinge gewöhnt.“

Es schien, als ob Frau von Héricourt recht behalten sollte. Nach kurzer Zeit konnte sie sich der Hoffnung hingeben, daß Ried sich endgültig mit der ihm zugescriebenen Rolle abgefunden habe. Manchmal stöhnte er wohl noch etwas unter der ihm auferlegten Fessel und machte ihr gegenüber auch kein Hehl daraus. Er versuchte aus der Bahn zuspringen, begann von Dingen zu reden, die sie nicht hören wollte. Aber ein ernster Blick, ein aufmunternder Zuspruch brachte ihn immer wieder in die ihm angewiesene Richtung. Frau von Héricourt zeigte den festen Entschluß, sich keinerlei weiteres Zugeständnis mehr von ihm abringen zu lassen. Seine Auflehnungsversuche wurden seltener. Aber gleichzeitig bemächtigte sich seiner ein gedrücktes und stilleres Wesen. Sie schien das nicht zu bemerken, oder sie sah gleichgültig darüber hinweg.

Frau von Héricourt kam es vorstatten, daß Ried bald von ihr abgelenkt wurde und in eine gewisse

Kampfstellung zu ihrem Mann geriet. Schon als dieser von Freiburg zurückkehrte, zeigte sich bei der ersten Begegnung, daß Héricourt und Ried kaum zu einem gegenseitigen, besseren Einverständnis kommen würden. Es ergaben sich sehr rasch mehrfache Meinungsverschiedenheiten. Zwei weit auseinander liegende Welten gerieten da aneinander. Das gab sich schon äußerlich kund, wenn man den Schlossherrn von Zeurbrül und Ried zusammenstehen sah. In seinen kostbar gestickten Samtröcken, in seiner gesamten sonstigen Gewandung, gepudert und geschminkt, grazios und geziert, verkörperte Héricourt mit seinem kühlen, formellen und gemessenen Wesen ganz den gewesenen Hofmann von Versailles. Ried lehnte ihm gegenüber stark den derben und geraden Deutschschweizer heraus, zeigte eine kurze und nicht immer verbindliche Art, hielt an der soldatischen Einfachheit, die er im preussischen Dienste angenommen hatte, fest und betonte sie in manchem Augenblicke noch stärker aus dem einzigen Grunde, weil er wußte, daß sie Herrn von Héricourt mißfiel.

Diese gegebenen Gegensätze, die einmal der eine, einmal der andere, wenn er gerade nicht bei guter Laune war, stärker unterstrich, wurden von den zwei Männern doch niemals dazu benützt, einen gemeinsamen Verkehr unmöglich zu machen. Man hatte keine übergroße Zuneigung zueinander, man hatte und stichelte redlich aufeinander los, erhitzte sich auch manchmal, ließ es sich aber dann gern wieder gefallen, wenn Frau von Héricourt die Arbeit des Glättens und Ausgleichens übernahm.

Allzu scharfen Fehden und Auseinandersetzungen ging Ried deshalb schon aus dem Wege, um sich das Tor von Zeurbrül nicht zu verschließen. Héricourt hingegen wiederum sah in Ried den immerhin möglichen Erwerber seines schwer veräußerlichen Besitztums und trug diesem Charakter des neuen Gastes daher Rechnung.

Seine Hoffnung, mit Ried zu einem baldigen Kaufabschluß zu kommen, erwies sich fürs erste freilich als trügerisch.

Ried beanstandete den ihm vorgeschlagenen Preis und bezeichnete ihn als viel zu hoch. Héricourt suchte ihm eingehend das Gegenteil nachzuweisen. Aber Ried war nicht so leicht zu überzeugen. Dennoch brach er die Verhandlungen nicht glattweg ab, sondern sagte vorläufig weder ja noch nein. Als Héricourt ihm schärfer zusetzte, wies er nicht ungeschickt nach einer anderen Seite hin aus, bat um Geduld und Bedenkzeit, bis er sein eigenes Erbgut verkauft habe. Das könne schon bald, in den nächsten Wochen der Fall sein. Da kein weiterer Bewerber sich einstellen wollte, fand sich Héricourt mit diesem Vorschlag ab, in der stillen Hoffnung wohl, in dieser Zeit Ried von der Angemessenheit der von ihm vorgeschlagenen Kaufsumme zu überzeugen.

Ried würgte manchen Bissen, den ihm Héricourt zuwarf, schweigend hinunter, so unschmachhaft er ihm schien, seinerseits hinwiederum in der Erwartung, Frau von Héricourt doch noch zu einer Sinnesänderung bewegen zu können. Aber diese Hoffnung war und blieb eben nichts weiter als eine Hoffnung. Im Boden der

Wirklichkeit hatte sie noch nicht die geringste Wurzel geschlagen. Wohl wußte und fühlte er, daß sie sich freute, wenn er kam, daß sie gerne mit ihm plauderte, daß sie auch ein herzliches Freundschaftsgefühl zu ihm hatte. Das war aber auch alles. Von Liebe war nicht die Spur im Spiele. Verglichen mit dem, was er sich erwünschte, schien es ihm sehr wenig zu sein. Am liebsten wäre er längst auf und davon gegangen. Aber er konnte nicht mehr. Er machte mehrmals den Versuch und blieb aus. Länger als drei oder vier Tage brachte er es nicht zuwege, und sein Zustand wurde in dieser Zeit nicht besser. Er fand es immer noch leichter, wenn er ihr nahe war, so sehr er sich dabei abquälen mochte. Es war bereits so weit, daß er ihre Gegenwart zum Leben brauchte, daß er seine Ruhe erst wieder fand, wenn er sie sah und ihre Stimme hörte. Er hatte sich in ihren Netzen verstrickt, sie ließ ihn ruhig darin zappeln, und er hatte nicht mehr die Kraft, ihr Garn zu zerreißen. Alles Schimpfen, Wettern und Klucken, von dem er manchmal vor sich hin einen reichlichen Gebrauch machte, änderte nicht das Geringste an den Dingen.

Der einzige Vorteil, den er aus seinem oftmaligen Zusammensein mit Frau von Héricourt hatte, schien ihm oft nur der zu sein, daß er Vergangenheit und Gegenwart klarer als bisher zu überschauen vermochte.

Nichts als ein leidiger, tückischer Zufall, daß Marie Rose die Frau Héricourts geworden. Ihr Vater war, während er Gesandter in Paris war, dort einem plötzlichen Schlaganfall erlegen. Die Tochter stand allein. Da war es Héricourt gewesen, der sich aller ihrer Angelegenheiten eifrig annahm. Ihre Einsamkeit und Verlassenheit, die Unsicherheit in der großen, fremden Stadt mochten das ihre dazu beigetragen haben, daß sie alle Hilfe, die ihr der elegante, sicher auftretende Hofmann zuteil werden ließ, willig annahm. Das Gefühl der Dankbarkeit für ihr erwiesene Dienste kam bald dazu. Und als er eines Tages um sie anhielt, sagte Marie Rose nicht nein.

Eine Weile schien es, als ob sie der stärkere Teil in dieser Ehe werden sollte. Sie fand wenig Gefallen an dem prunkvollen Hofleben, konnte sich in Zwang und Etikette nicht so hineinfinden, wie es nötig gewesen wäre. Aus dem lärmenden Paris und von dem glänzenden Hof weg verlangte sie nach den kleinen und einfachen Verhältnissen der Heimat zurück. Eines Tages, als ihr Mann eine Kränkung und Zurücksetzung erfahren zu haben glaubte, gelang es ihr auch, ihn zu bestimmen, seinen Abschied als Kammerherr des Königs zu nehmen und nach Jeurbrule zu ziehen. Aber schon nach wenigen Monaten hatte Herr von Héricourt „das ordinäre Bauernleben“, wie er es bezeichnete, satt. Wie Marie Rose vorher in die Heimat, begann er nach Paris zurückzudrängen und betrieb eifrig seine Wiederanstellung bei Hofe. Ein Mittel, um alle Brücken endgültig — auch für seine Frau — hinter sich abzubreaken, schien ihm die Abstoßung des Gutes zu sein. Er wollte sich dafür in Frankreich antauchen.

Marie Rose Héricourt sah all dem gelassen zu. Sie würde, das stand für Ried fest, ihrem Manne, wie sie es schon einmal gesagt hatte, nicht freudig zwar, aber sie würde ihm sicherlich nach Paris folgen. Dieser Gedanke brachte Ried oft zu stiller Raserei. Er war gezwungen, ohnmächtig den Verlauf der Dinge mit anzusehen, das Wenige, was er dagegen hatte tun können, war geschehen. Seine Briefe klangen längst in Paris sein — Antwort darauf hatte er noch nicht in Händen, konnte sie auch, wenn er die Zeit nachrechnete, noch gar nicht erwarten. So blieb nichts als dieses qualvolle Zuwarten für ihn übrig.

Warum Marie Rose sich freilich darauf versteifte, so widerspruchslos sich Zeit ihres Lebens in das ihr unangenehme Paris zu verbannen, das konnte er nicht verstehen. Liebe zum Gatten war es nicht. Sie war zu ihm von einer gleichmäßigen, höflichen Freundslichkeit — der gute Héricourt schien Ried nicht so gar viel besser daran zu sein als er selbst. Es war wohl nichts weiter als Pflichtgefühl. Die Kette der Ehe, die sich um sie und Héricourt gelegt hatte, zog sie mit dem Manne gemeinsam nach Frankreich zurück. Diese Kette aber zu

zerreißen, reichten Rieds Kräfte nicht aus. Er wußte das. Und es half nichts, daß er oft vor Rut schäumte.

Es war nicht leicht, in diesen Tagen mit ihm zu verkehren. In der Krone konnten es ihm Wirt und Wirtin, das Breneli und die andere Dienerschaft nicht immer zu Gefallen machen. Diesen Tag rang das eine, den nächsten das andere verzweifelt die Hände. Auch Joseph schien vom Dienst bei diesem übelgelaunten Herrn genug zu haben und eröffnete ihm eines Morgens kurz und bündig, daß er ihn am Abend zu verlassen gedenke.

„Aber wieso denn, bester Joseph?“

„Wie so denn nicht, dürftest du besser fragen. Aus reiner Freundschaft und Anhänglichkeit, vielleicht auch, weil ich für mich einigen Spaß dabei erhoffte, bin ich mit dir auf dein Abenteuer ausgezogen. Aber es ist ja gar kein Abenteuer. Es ist nichts weiter als eine lederne Leimfiederei.“

„Kann ich dafür?“

„Und glaubst du vielleicht“, ereiferte sich Joseph noch mehr, „daß es so ein hundemäßig großes Vergnügen ist, wochen- und monatelang als Bedienter verkleidet herumzulaulen und in der Gefindestube zu leben?“

„Aber das Breneli?“

„Daß das Breneli aus dem Spiel. Ist ein lieber, guter Kerl, mein einziger Trost in dieser üblen Maserade. Bedank dich nur bei ihr, wenn ich dir nicht schon früher aufgesagt habe.“ (Fortsetzung folgt.)

Bärenbesuch.

Ein sibirisches Abenteuer von F. W. Gornenburg.

Von Raast, der nördlichsten Station der transsibirischen Bahn, ritten wir, der lange Imquill und ich, den Kan aufwärts. Es war im Vorfrühling und noch höllisch kalt. Ein Glüd nur, daß in den Nächten fast Windstille herrschte.

Am sechsten Tag nach unserer Abreise — wir mochten etwa 180 Wjorst zurückgelegt haben, und hatten gerade erfolglos einige Stunden an einem ins Eis gehauenen Loch im Kan gefischt — kamen wir in eins der kleinen, aus nur ein paar Häuschen bestehenden Dörfer und fanden die sonst so phlegmatischen Einwohner in heller Aufrregung. Ein Bär war in einen Stall eingebrochen und hatte die Ziege geschlagen. Gospodin Ischram! Der Herr erbarme sich unser! „Mischka“ war aus seinem Winterschlaf erwacht und verprügte einen grausamen Hunger. Was sollte aus den Armen werden?

Indes erwies sich meine Hoffnung, den Bauern wäre das Winterlager Mischka bekannt, als trügerisch. Wir fanden aber, um das Dorf herumreitend, die Fährte des Bären, der ein ganz prachtvoller Bußschwein mußte. Wir brachen auf.

Seit zwei Tagen hatte es nicht mehr geschneit. Die Sonne stand kaltstrahlend am glasblauen Himmel. Nach einer Viertelstunde erreichten wir eine Anhöhe, über die der Wind den wie Staubwader trockenen Schnee in blühenden Wolken wehte. Hier hörte die Fährte, längst zugeweht, gänzlich auf.

Imquill, der sonst so sanftmütig, fluchte mörderisch. Was tun? Schließlich beschlossen wir, nach links und rechts getrennt, in spikem Winkel auf die vor uns liegende Taiga zu reiten und dort den Boden abzusuchen. Gesagt, getan. Raum hatten mich die riesigen Föhren, Lärchen und Nidhas (Eldtannen) aufgenommen, gerade begann ich, Imquill zureiten und im windgeschützten Waldinnern nach der Fährte zu spähen, als ich meinen Gefährten ein freudiges Hallo anstimmen hörte. In wenig Augenblicken war ich bei ihm und fand ihn, versüßt über Meister Lebens umfangreiche Fußspuren gebeugt, die in gerader Linie wald- und bergwärts führten, eine prachtvoll ausgeprägte Fährte, die wir nicht mehr verlieren konnten, wenn es nicht dem Himmel einfiel, uns wieder einmal mit Schneemassen zu überschütten.

Eine ungeduldige aufregende Verfolgung begann. Unsere braven Komtjes, struppige, isabellfarbene Pferdchen, suchten sich wader ihren Weg. Von Zeit zu Zeit, wenn das weiß aus Johannisbeersträuchern bestehende Unterholz zu dicht wurde, stiegen wir ab und bahnten einen Weg. Wir kamen vorwärts, wenn unserer Ungebuld auch viel zu langsam; unser Packpferd folgte geduldig.

Stunde um Stunde verging. Die Fährte führte vor uns her, in fast gerader Richtung, zwischen den Baumriesen hin, kletterte einen Berg schräg hinauf und lief jenseits des Kammes ins Tal. Von dem Bären selbst war nichts zu sehen.

Es fing an zu dunkeln. Wir hatten gehofft, Michael Swanowitsch noch an diesem Tage aufzuföhren. Nun, um so

sicherer würden wir ihn morgen vor die Büchsen bekommen. Immerhin, so lange die Fährte noch lesbar war, wollten wir folgen.

Als wir aber die Talsohle erreichten, die ein völlig vereister Bach in zahllosen Windungen durchzog, war es so dunkel geworden, daß wir fürchten mußten, die Spur völlig zu verlieren. Zudem gab das windgeschützte Tal einen ausgezeichneten Lagerplatz ab. So stiegen wir aus den Sätteln, banden die Pferde an, bald brannte ein mit dem ungemein leicht entflammbar Holz der sibirischen Birke genährtes prasselndes Feuer, und in einer halben Stunde stand unser Zelt bereit, ringsum hoch mit dem wärmenden Schnee in dicker Schicht bedeckt.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als unsere Konnisse unruhig wurden. Gewöhnt, sozusagen mit wachen Ohren zu schlafen, fuhren wir beide auf. Sollten trotz des Feuers Wölfe in der Nähe sein?

In diesem Augenblick hörte ich dicht neben mir am Zelt ein Scharren. Der Schnee wurde draußen weggekratzt. Die Zeltwand bog sich, scharf angespannt, nach innen. Was mochte das sein? Sollten wir schießen? Wer weiß, was für ein harmloses Urwaldwesen am Zelt seine Kletterkünste erprobte! Und ein Schuß konnte uns unseren Bären vergällen, daß er, wenn er überhaupt noch in der Nähe war, abtrotzte auf Kimmerwiedersehen.

Ach was! Es würde sich schon herausstellen, wer so spät bei uns Einlaß begehrte. Ich schlug mit der Faust gegen die Zeltwand. Ein lautes, böses, zorniges Brummen folgte. Entsetzt fuhr ich in die Höhe. Der Bär!

Ich gestehe, das völlig Unerwartete dieser Begegnung machte mich für einen Augenblick fassungslos. Bistartig suchte es mich durchs Hirn: Aus, vorbei!! Durchs Zelt aufs Geratewohl zu schießen, wäre Wahnsinn gewesen, aber auch so konnte der Bär jeden Augenblick mit einem einzigen Schlag das Zelt einreißen und uns zerfetzen, ehe an Schießen auch nur zu denken war.

Da schlug von draußen Licht herein. Imquill hatte die vordere Zeltspanne aufgehoben, war zum Feuer gesprungen und hatte zwei lange, brennende Holzstücke ergriffen. „Komm!“ schrie er. „Schieß!“ Das gab mir die Besinnung wieder. Mit einem Satz war ich aus dem Zelt, die entschickerte doppelschüssige Büchse bereithaltend.

Zetzt sah ich um das Zelt den Bären herum kommen. Unsere Pferde hatten sich längst losgerissen und rasten ins Dunkel. Nach weitem Ausschalen schleuderte Imquill der Bestie einen der Feuerbrände entgegen und traf ihn auf die Schnauze. Mit Erfolgs! Denn der Bär hob sich mit einem Rud auf seine Hinterfüße und kam unter bösem Brummen auf uns zu. Schon hatte ich angelegt und schoß in die Gegend, wo ich sein Herz wukte.

Der Bär zwuck kaum zusammen. Imquill hob das Birkenstück als Fackel. Zetzt war ich, im Augenblick der Gefahr, eiskalt. Alle Erregung verfloß. Vier Schritte mochte der Bär noch entfernt sein, da erhielt er die zweite Kugel in den Rücken.

Das Antier stand einen Augenblick still, dann tappte es vorwärts. Hatte ich gefehlt? Warum fiel er nicht? Mit einem gurgelnden Brummen kam er näher. Zum Neuladen war es zu spät. Imquills Gewehr lag im Zelt. Zottig, mager, riesengroß kam der Bär heran. Die kleinen türckischen Augen funkelten trübsinnig im Fackellicht, die Nase hatte er hochgezogen, die Unterlippe zurückgezogen, das fürchterliche Gebiß lag frei. Wieder überkam mich sinnloses Entsetzen.

Da stand plötzlich Imquill neben mir, schleuderte den zweiten Feuerbrand gegen den Kopf des Riesen, packte mich am Arm, schrie etwas, dessen Sinn mir nicht aufging und riß mich fort! War es die Stimme Imquills, die mich aus meiner Lähmung schreckte, oder sein jähes, schmerzhaftes Greifen am Arm, das weiß ich nicht, jedenfalls ließ ich plötzlich, ließ, als seien tausend Bären hinter mir her, bis mich Imquill zur Seite warf und gegen einen Baum drängte. Ich wandte mich um und sah zu meinem Erstaunen, daß wir kaum zwölf Meter weit gelaufen waren.

Der Bär kam, immer noch aufrecht, auf uns zu. Imquill hatte sein langes Jagdmesser gezogen, mechanisch tat ich das Gleiche. Also aut: Kampf mit dem Messer. Es konnte ja ausnahmsweise einmal gut ablaufen. Da, kaum fünf Schritte vor uns, blieb der Bär wie überlegend stehen, der schwere Körper schwankte ein paar Mal hin und her, dann brach das Tier zusammen.

Wir warteten noch ein paar Minuten, indes eine wilde Freude über uns kam. Der Bär rührte sich nicht mehr.

Heute aber ist mir nach so mancherlei Erlebnissen immer noch rätselhaft, daß der Bär nicht eins unserer Pferde riß, ohne sich um uns zu kümmern. Kam es daher, daß er das Feuer scheute oder er keinen Wind von den Pferden hatte? Oder aber, und das scheint mir das Wahrscheinlichere, hatte er das frische Fleisch eines halben Rehbockes gewittert, das von unserer gestrigen Beute noch übrig geblieben war und im Zelt lag? Wer wollte das mit Bestimmtheit entscheiden?

Genesis des Palasthündchens.

Chinesisches Märchen von Emma Bonn.

Es war einmal ein mächtiger Löwe, dessen Herz in Liebe zu einem Seidenaffchen entbrannt war. Stalt bei Nacht auf Beute zu gehen und die ganze Tierwelt durch sein Gebrüll erzittern zu lassen, vertrock er sich in sein Versteck, lag da und seufzte.

Da erschien vor ihm der Herr der Tiere. „Warum,“ fragte dieser, „ist es in meinem Reich so still geworden? Warum vernehme ich nicht mehr deine königliche Stimme und treffe nirgend mehr die Spuren deiner Füße?“

„Herr,“ sagte der Löwe, „ich bin traurig auf den Tod.“ Und er klagte ihm sein Leid.

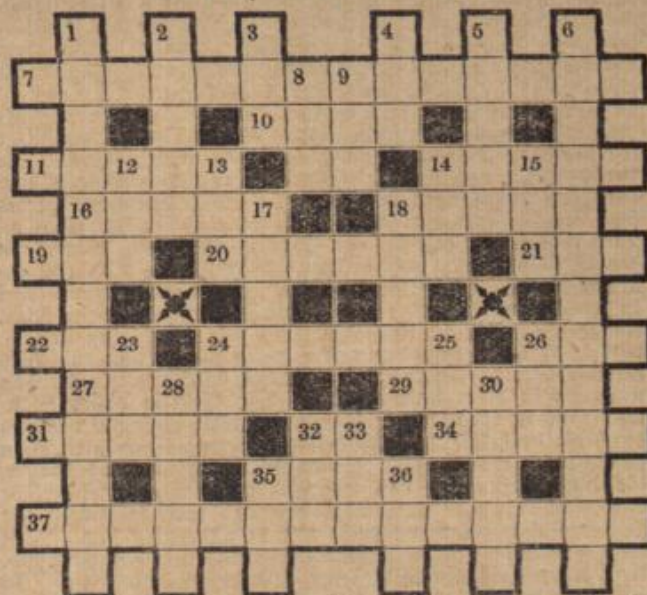
Da sprach der Herr der Tiere: „Höre. Ich kann dich von deinem Kummer erlösen. Aber du mußt den Preis dafür zahlen. Ich kann dich so klein an Gestalt werden lassen, daß du ohne ihre Furcht zu erregen dich der Erwählten meines Herzens nähern darfst; und sie wird dich erhören. Bist du bereit, den Preis zu zahlen?“

Da seufzte der Löwe noch einmal, in Gram und Liebe, und neigte still das königliche Haupt. „Ich bin bereit.“

Da berührte ihn der Herr der Tiere und er fühlte die Kraft aus seinen Gliedern weichen. Das Herz aber schwall ihm mächtig, übermächtig an. Im nächsten Wasserlauf besah er sich und sah, daß er nicht größer war als die Geliebte.

Und sie erhörte ihn. Die Nachkommen dieses Paares aber sind die Palasthunde, deren Unnahbarkeit so groß wie ihre Gestalt sterlich ist. Von der Stammutter haben sie die großen leuchtenden stillen Augen, in denen das Geschehen der Welt sich spiegelt, von dem Vater ihres Geschlechtes die Löwenmähne und das stolze Herz.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Französischer Rot- und Weißwein. 2. Seevogel. 3. Kinderpeise. 4. Abkürzung für „Telephon“. 5. Getreideabfall. 6. Stadt an der Wipper. 7. Altgermanischer Wurfspeer. 8. Wacholderchnaps. 9. Türkischer Männername. 10. Laufvogel. 11. Englisches Wort für „See“. 12. Frauenname. 13. Männername. 14. Stern erster Größe (im Orion). 15. Warmes Getränk. 16. Tonstufe. 17. Kadaver. 18. Papageienart. 19. Kohlenforte. 20. Stadt in der niederländischen Provinz Groningen. 21. Artliche Behandlung. 22. Unbequeme Erscheinung bei Kleidungsstücken. 23. Weibliches Kind. 24. Teil des Kopfes. — Wagerecht: 7. Selbsthypnose. 8. Hansprodukt. 9. Blattloslane. 10. Kostbares Gewebe. 11. Türkischer Rechtsgelehrter. 12. Hautkrankheit. 13. Einfarbiger Stoff. 14. Mufe. 15. Menschliches Glied. 16. Altheutscher Honigwein. 17. Küstenland in Westafrika. 18. Dorfart. 19. Moderner Komponist. 20. Frauenname. 21. Bekannter Schriftsteller. 22. Unreinheiten der Luft. 23. Männername. 24. Thüringische Stadt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 51: Wagerecht: 1. Har. 2. Gras. 3. Inn. 4. Ebro. 5. Urne. 6. Fel. 7. Seehund. 8. Des. 9. Ines. 10. Fels. 11. Ehe. 12. Bode. 13. Elsa. — Senkrecht: 1. Jael. 2. Rio. 3. Gnu. 4. Spee. 5. Besen. 6. Riese. 7. Rinbe. 8. Nadel. 9. Dieb. 10. Afta. 11. See. 12. Tee.

Wie man über den Ozean sieht.

Der erste gelungene Fernsehversuch. — Unterschied zwischen Fernsehen und Fernbild. — Bairds Fernsehsystem.

Nach einer telegraphischen Mitteilung ist der erste wirkliche Fernsehversuch über den Ozean als gelungen zu bezeichnen. Diese Nachricht hat eine ungeheure Bedeutung, und sie ist auch überall in der Presse als solche erkannt und mitgeteilt worden. Bisher gab es allerhand Ersatz für das Fernsehen, der hauptsächlich in der Bildtelegraphie bestand, d. h. in der Übermittlung von Bildern auf drahtlosem Wege. Bei dem Fernsehversuch handelte es sich aber nicht darum, sondern um die Übertragung bewegter Vorgänge. Das Leben selbst, und nicht ein Bild ist über 6000 Kilometer hinweg gesehen worden. Der Apparat, mit dem dieser Erfolg erreicht wurde, ist der Fernsehapparat des Engländer Baird und die Vorgänge in London wurden in dem Aufnahmeapparat des New Yorker Ingenieurs Hutchinson gesehen. Der Apparat Bairds ermöglicht es, Änderungen in der Beleuchtung so schnell in Stromschwankungen umzusetzen, daß lebendige Vorgänge sichtbar gemacht werden können. Durch einen Bildzerleger wird das mit Hilfe einer photographischen Linse bildlich aufgenommene Ereignis in ungefähr 100 000 Einzelpunkte zerlegt, die eine verschiedene Helligkeit aufweisen und einer photoelektrischen Zelle übermittelt werden, mit deren Hilfe die Lichtpunkte in elektrische Stromschwankungen umgewandelt werden. Die Schwierigkeiten bestanden nämlich darin, daß in jeder zehnten Sekunde mindestens 10 000 einzelne Punkte jedes Bildes in elektrische Schwankungen verwandelt werden mußten, um die Möglichkeit einer Übertragung der bewegten Vorgänge zu geben. Sobald diese Schwierigkeiten überwunden waren, stand dem eigentlichen Fernsehen nichts mehr im Wege. Jetzt war es nämlich nur noch notwendig, durch einen drahtlosen Sender die gewonnenen elektrischen Schwankungen einem Empfänger für drahtlose Telephonie zu übermitteln, der nunmehr die Aufgabe hat, aus den elektrischen Energieschwankungen wieder Lichtschwankungen zu machen, da das Wesen eines Bildes aus Lichtschwankungen besteht. Jeder einzelne hat schon an Bildern gesehen, daß sie, von Farben abgesehen, lediglich in den Schwankungen von hell und dunkel zum Ausdruck gebracht werden. Diese Umwandlung von Energieschwankungen in Lichtschwankungen erfolgte durch einen elektrophotischen Apparat, der sich im Aufnahmerraum von Hutchinson befand. Mit Hilfe eines besonderen Apparates wurde nun das Bild zusammengesetzt, so daß der lebendige Vorgang in London nunmehr in New York erschien. Das Prinzip dieses Fernsehens ist in theoretischer Beziehung recht einfach, nachdem durch die drahtlose Telephonie die Übertragungsmöglichkeiten gefunden worden waren. Es handelte sich nur noch darum, die Umwandlungen von Lichtschwankungen in elektrische Stromschwankungen zu ermöglichen, und zwar so schnell, wie sie zur Sichtbarmachung eines Bildes notwendig sind. Man weiß, daß dazu ganz besondere Bedingungen erforderlich sind, die in der Geschwindigkeit der Übertragung bestehen. Es müssen nicht nur 15 Bilder in der Sekunde aufgenommen werden, sondern jedes Bild muß auch in mindestens 100 000 Einzelpunkte in einer Sekunde zerlegt werden. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß zwischen den Vorgängen im Aufnahmerraum und im Wiedergaberraum völlige Gleichzeitigkeit herrschen muß. Es sind zu diesem Zwecke Apparate von einer Feinheit notwendig, deren praktische Herstellung eine lange Erfahrung nötig macht, denn die theoretische Erkenntnis bedeutet auf diesem Gebiete nur den ersten Schritt, allerdings nicht den wichtigsten, zur Erreichung des Zieles. Es sind schon mehrfach Fernsehversuche gemacht worden, und zwar von der amerikanischen Telephon- und Telegraphengesellschaft. Vor wenigen Monaten fanden zwei verschiedene Arten von Übertragungen statt, nämlich eine von Washington nach New York durch eine Drahtverbindung und eine auf drahtlosem Wege von Whippoor nach York. Diese beiden Versuche wurden auf den Apparaten von Dr. Alexander-John gemacht. Sie waren ziemlich gelungen, wenn auch große Unklarheit die Bilder schwer beeinträchtigte. Die in Betracht kommenden Apparate waren eben noch nicht so fein ausgearbeitet, daß das Problem des Fernsehens auch in praktischer Beziehung und zum allgemeinen Gebrauch als gelöst anzusehen war. Bekanntlich werden von vielen Gelehrten

augenblicklich Methoden zum Fernsehen ausgearbeitet, und alle haben eine große Ähnlichkeit miteinander. Auch ein deutscher Gelehrter hat einen Fernsehapparat erfunden, der sich hervorragend bewähren soll. Bevor er der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll, soll er erst aufs genaueste ausprobiert werden. Es ist zu erwarten, daß hier eine vollkommene Methode des Fernsehens entwickelt wird, zumal man sich darüber keiner Täuschung hingeben darf, daß die bisher bekannten verschiedenen Arten eine glückliche Lösung dieses großen Problems noch nicht verbürgen.

Über Normalisierung und Typisierung

Schlagworte der modernen Technik und des Handels — über deren wirkliche Bedeutung sich viele nicht im klaren sind, die sich ihrer bedienen. Unter Normalisierung versteht man die Vereinheitlichung einzelner Teile der Fertigerzeugnisse (einschließlich der Werkstoffe). Die vielen kleinen, bei jeder Maschine wiederkehrenden Einzelteile, wie Schrauben, Nieten und dergl. sollen nach einheitlichen Maßen und Formen hergestellt werden. Auch bezüglich der Grundstoffe (z. B. Eisen, Papier u. dergl.) werden besondere Bestimmungen getroffen. Unter Typisierung ist die Vereinfachung und zahlenmäßige Verringerung der Fertigerzeugnisse zu verstehen, die sich auf möglichst wenige Typen beschränken sollen. Natürlich muß hierbei die Zweckbestimmung, leichte Handhabung, das Äußere usw. berücksichtigt werden. Einheitlichkeit und Planmäßigkeit sind die Grundgedanken. — Die Normung der Erzeugnisse stellt also ein wichtiges Bindeglied zwischen Industrie und Handel der verschiedenen Länder dar, desgleichen die Typisierung. — Die Typisierung unterscheidet sich von der Normung dadurch, daß sie sich nicht auf einzelne Teile, sondern auf ganze Gegenstände erstreckt, also eine besonders weitgehende Form der Vereinheitlichung darstellt.

Die Normung hat heute bereits erheblichen Umfang angenommen. Welch große Bedeutung ihr gerade im Hinblick auf die Gebrauchsgüter zukommt, sei an einzelnen Beispielen erläutert: So kann man heute schon die gebräuchlichen Rasierklingen in allen handelsüblichen Rasierapparaten verwenden; überall kann man für seinen Photoapparat passende Ersatzlinsen erhalten und dergl. In der Normung ist — abgesehen von dem Bequemlichkeitsfaktor — ein wesentliches Verbilligungsmoment zu erblicken. Man bedenke bloß, welcher erhebliche Einfluß die Tatsache auf den Kleinverkaufspreis der Ware ausübt, daß der Händler nicht gezwungen ist, die verschiedensten Größen — z. B. von Rasierklingen — auf Lager zu halten. Denn je mehr Größen, desto umfangreicher muß das Lager sein, desto mehr Zinsverlust muß durch den Verkauf hereingebracht werden.

Der Warenabsatz von Land zu Land macht schließlich eine internationale Verständigung unbedingt erforderlich. Daher hat denn auch der Normungsgedanke seinen Niederschlag in der Bildung des internationalen Normungsausschusses gefunden, der verschiedene Vetsätze über gegenseitige Verständigung und Überwachung der Normungsarbeiten in den verschiedenen Ländern, über praktische Durchführung der Normungsprinzipien und über die Vereinheitlichung der in den verschiedenen Ländern eingeführten Normen aufgestellt hat.

Dr. v. Döfler.

Technische Neuigkeiten.

Die industrielle Verwertung der Agave. Ein neuer französischer Gelehrter hat den Vorschlag gemacht, die Förderung des Ausbaues der Agave in Südfrankreich, Alger und Tunis. Die Faser, die Säfte und die Salze, die in den Blättern dieser Pflanze enthalten sind, scheinen heute mit großem Nutzen verwertbar. In Mexiko, wo die größten Anbauflächen bestehen, werden die Fasern durch einfache Zerfaserung der Blätter erhalten. Durch Destillation der Stiele wird eine gewisse Menge Alkohol gewonnen. Dem französischen Ingenieur M. Delafond ist der Bau einer neuen Zerfaserungsmaschine gelungen, mittels welcher die Verwendung der Faser der Blätter, der Stiele, der Masse und der Säfte möglich wird. Die Faser ist zur Herstellung von Papier und die Masse als Viehfutter geeignet. Mittels Elektrolyse und Einwirkung von besonderen Auswaschungen werden in einem Gärungsverfahren große Mengen absoluten Alkohols gewonnen. Die Salze, die in der industriellen Chemie Verwendung finden, werden vollkommen abgefordert.